



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

## **Westfälisches Dorfleben**

**Buse, Johannes**

**Paderborn, 1926**

Das Finkenkreuz

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30935**

## Das Sinkenkreuz.



Durchzieht auch ein heiter stiller Geist all seine Erzählungen, der wiederum in dem tiefen religiösen Geist wurzelt, der über dem Ganzen steht.

Dieses die „Herrgottsdien“, so wird nicht auch das „Dorfleben“ zahlreiche Freunde und Leser finden; es wird jung und alt gleich viel zu bieten vermögen und allen die es zur Hand nehmen, Freude und Erholung bringen.

Dübendorf, im September 1926.

Das Hinführen



Da steht tief im Walde, umgeben von Gebüsch und Geranke, ein Kreuz mit einem gar schönen, eindrucksvollen Korpus und einem kleinen Wetterdach darüber. Auf einer Holztafel, die unten am Fuße angebracht ist, steht eine Schrift, aber die ist schon verwittert und nicht mehr zu lesen. Durch die Zweige der hohen Waldbäume fällt gerade ein Strahl der scheidenden Sonne auf das Christusbild und umgibt es mit einem rosigen Schimmer, so daß sich selbst das Vöglein darüber freut, das auf der Spitze des Wetterdächleins sitzt und sein Abendlied in den stillen Wald schmettert. Es ist ein gar trauliches Bild, und du wunderst dich leicht, wie und weshalb das Kreuz in den Wald gekommen ist. — Ich will's dir erzählen. —

Der Förster Hubert Eder und die Lore Fink aus dem Dorfe gelten allgemein für ein Paar, wenngleich es gar manche nicht begreifen können, daß des schmucken Forstmanns Augen gerade auf die Lore gefallen sind. Nicht daß sie in dieser oder jener Hinsicht zu tadeln wäre, o nein, die Lore ist wohl nur ein armes Mädchen, dessen Mutter schon lange tot und dessen Vater ein schlichter Handwerker ist, aber gut und brav ist sie, das kann ihr niemand absprechen. Hier und da be-  
zichtigt man den alten Fink der Wildddieberei, und das



ist es, was das Kopfschütteln der Dörfler über des Försters Wahl veranlaßt. „Eines Wilderers Tochter als Försterin? Entweder muß der Eder da dem Alten durch die Finger sehen und pflichtvergessen werden, oder es gibt noch ein Unglück!“ So prophezeien einige, besonders Mütter heiratsfähiger Töchter. Ist ja schon recht, was sie da meinen, aber der Neid mag bei ihnen auch wohl mitreden. — Der Förster hat schon mal von dem Gerücht gehört, aber er hat es nicht ernst genommen; es ist ja leicht möglich, daß Verleumder am Werke sind. Bis jetzt kann er selbst nichts Nachtheiliges über den alten Fink sagen, wengleich ihm dessen unruhiger Blick nicht gefällt. Aber deshalb der Lore untreu werden? Nein, nie und nimmer! Die Lore ist gut und brav und fromm, wie er sie sich nur wünscht, und das wär' unrecht, wenn er auf ein Gerücht hin sein gegebenes Wort bräche. —

Es ist ein Abend im Spätsommer. Die letzten Sonnenstrahlen huschen über das Dorf und blicken hinein in die Türen und Fenster und bieten den emsig schaffenden Dörflern den Abschiedsgruß des sinkenden Tages. Hoch auf dem Dachfirst des altersgrauen Kirchleins sitzt eine Schwarzdrossel und singt ihr Abendlied in die stille Luft. Da unterbricht sie plötzlich ihren Gesang und flattert erschreckt davon. Vom Turm her hallen die Glockenschläge über das Dorf hin — Aveläuten —, der Gruß der streitenden Kinder Gottes an ihre triumphierende Mutter und Königin.



Da läßt gar mancher die rastlosen Hände ruhen und schließt die Finger zum Gebet. Und der Förster, der vom Walde herkommt und nun über den Mühlensteg ins Dorf schreitet, verlangsamt seinen Gang und zieht seinen grünen Hut mit dem Gamsbart dran und betet still vor sich hin den Engel des Herrn. Die Lore Fink sitzt mit einer Näharbeit unter der Linde, die das kleine, am Dorfrand gelegene Haus überschattet. Auch sie läßt die Nadel ruhen und betet leise zur Mutter Gottes und um ihr Glück. Da kommt ihr Bräutigam um die Ecke gegangen. Mit offenem, glückstrahlendem Gesicht, wie es nur gute Menschen haben, heißt sie ihn willkommen, reicht sie ihm die Hand zum Gruße. Der Hubert nimmt neben ihr auf der Bank Platz, und bald plaudern die zwei über die Gegenwart, über die Zukunft, die wie ein goldener Märchentraum vor ihnen liegt, wie es so junge Menschenfinder, die sich von Herzen gut sind, nur zu gern tun.

„Ist der Vater daheim, Lore?“ fragt der Hubert im Laufe des Gespräches.

„Nein, Hubert, er ist nach der Stadt. Hat zwar versprochen, gegen Abend zurück zu sein.“

„Na, es tut ja nichts. Wollte es ihm nur auch sagen; aber das kann ich die nächsten Tage ja auch noch.“

„Was denn?“



„Ei, wie neugierig du bist,“ lacht er ihr ins Gesicht. „Rate einmal!“

„Wie kann ich es erraten?“ gibt sie verlegen zurück.

„Nun, ich will's dir sagen: Wegen des Aufgebotes ist's. — Ich denke, wir gehen Ende dieser Woche zum Pfarrer, da kann er uns Sonntag das erstemal verkündigen. In der Woche vor Mariä Geburt gibt es dann Hochzeit. — Bist du einverstanden damit, Lore?“ Er blickt ihr fragend in die Augen, die sie verschämt auf ihre Näharbeit gerichtet hat.

„Wenn du es so meinst, Hubert, wird es schon so recht sein,“ antwortet sie leise, ohne aufzublicken.

„Hat ja keinen Zweck mehr, das Warten. Alt genug sind wir ja auch, und ohne junge Frau geht's nicht mehr in der Försterei. Oder wäre es dir anders lieber?“

Da blickt sie ihn mit feuchten Augen an: „Nein, Hubert, ich bin ganz damit zufrieden. Sag's dem Vater nur dieser Tage. Nur kann ich mich noch gar nicht hineindenken in das Glück.“

Der Hubert hält ihre Hände fest umspannt: „Dann ist's ja gut. — Das Glück hast du verdient, und in die neuen Verhältnisse wirst du dich schon leicht gewöhnen, glaub's nur.“

Wie der Hubert dann wieder geht, blickt ihm die Lore eine ganze Weile traumverloren nach. In ihrem Herzen jubelt es wie heller Lenzestag, und



doch schleicht sich so oft ein sorgenvoller Ton in ihre Freude . . . Wenn das Glück nur nicht zu groß ist. So friedlich still wohnen im Walde an des Huberts Seite . . . Ob nicht manche sie beneiden um das Glück, das große . . . Und man sagt: Je größer das Glück, je leichter bricht's . . . Mag Gott alles gnädig fügen und lenken . . . Sie schließt die Hände über ihrem Sinnen und blickt zum alten Kirchlein hin, das in der Dämmerung still und friedlich daliegt. Ein heißes Flehen um Gottes Hilfe und Beistand ringt sich von ihren Lippen.

Und während sie dort so sinnt und betet, schreitet ein Mann über den Mühlenwiesenpfad auf das kleine Haus zu. Da sieht er den Hubert Eder die Dorfstraße dahingehen, dem Walde zu. Im dunklen Schatten des Erlengebüsches bleibt er stehen und stützt sich auf seinen Stock, derweil seine Augen dem Förster folgen, bis er in der Dämmerung verschwunden ist.

Mag der nur gehen. Ist besser, wenn er heute nicht mit ihm zusammentrifft. Er würde sich leicht dem Förster gegenüber etwas gedrückt oder besangen benehmen, da könnte der gar Verdacht schöpfen . . . Was geht das den an? . . . Und ist doch sicher kein Unrecht, was er tut. Aber die großen Herren wollen's eben nicht, daß auch der arme Mann mal einen Hasen oder ein Reh schießt . . . Als ob der Herrgott die nur für die Reichen erschaffen hätte . . . Hahaha! Sollte der nur wissen, der Förster, daß er sich diese



Abende wieder einen holt. Ein guter Bock soll es sein, und er wird ihn schon bekommen. Samstag will ihn der Wirt in der Stadt haben, da hat er noch drei Tage Zeit, und darin läßt's sich schon schaffen.

Da kommt eine verspätete Drossel geflogen und hüpfet mit lautem Gezirp um den Mann her, der sich gerade unter ihr Nest gestellt hat. Der wacht nun auf aus seinen Gedanken und schreitet durch das Grau weiter auf sein Häuschen zu. Wie er unter die Linde tritt, ist die Lore gerade daran, ihr Linnen zusammenzuraffen und hereinzugehen.

„Hast dich ja verspätet, Vater.“

„Um, ja, kann schon vorkommen. Wollte auch eher kommen, aber es ging nicht.“

„Ist dir der Hubert nicht begegnet?“

„Nein, ich bin durch die Wiesen gegangen. Warum, Lore?“

„Ach, es ist ja einerlei,“ lachte sie verlegen, „er wollt' nur mit dir sprechen.“

„So?“ kommt es gedehnt aus des Mannes Munde. Einen Augenblick weiß er die Gedanken nicht zu ordnen . . . Der wird doch nicht denken, daß er . . ., aber nein, wird sich um die Lore handeln, um die Hochzeit oder was sonst dazu gehört . . . Dann folgt er der Tochter ins Haus. — — —

Nacht ist's, Spätsommernacht. Ein feierliches Schweigen ruht auf dem Walde. Leise säuseln die Bäume, wenn die linde Nachtlust durch die Zweige



fährt, als ob sie sich scheuten, den Frieden zu stören, der auf dem Forste liegt. Nur eines Käuzchens Ruf dringt wie ein schrilles Signal ab und zu durch die Stille. Sonst kein Laut. Dort im Tann ist's tiefdunkel und finster, aber unter den Laubbäumen ist's dämmerig, denn hier und da stiehlt sich der Mondschein durchs Gezweige und sucht den moosigen Boden ab nach verirrtten und verspäteten Käferlein. Und auf der Waldwiese ist's gar hell und licht. Leichte Schleier liegen am Rande und gleiten leise dahin durch die Bäume. Sind's Nebel oder die Kleider der Engelein, die dahinschweben und den schlafenden Wald segnen?

Da kommt ein Rehbock aus dem Gebüsch. Einen Augenblick bleibt das Tier stehen, es hebt den prächtigen Kopf und schnuppert und späht umher, dann setzt es langsam seine Läufe weiter, um sich an den saftigen Gräsern und Kräutern am Rande der Waldwiese zu laben.

Dort unter der Buche in den Stauden kauert ein Mann mit geschwärztem Gesicht, das schußbereite Gewehr in der Hand. Der verfolgt mit seinen Augen das stolze Tier und wartet nur auf den günstigen Augenblick, wo er es niederschießen kann. . . Ist ein kapitaler Bock, und der Wirt wird sich freuen. . . . Ihm wird er einen guten Taler einbringen, und das kann er brauchen für sich und die Lore, wenn sie Hochzeit hat. . . . Sollte der nur wissen, der zukünftige Schwiegersohn, daß er hier späht und lauert, indes . . .



Das Tier wendet sich. Der Mann unterdrückt seine Gedanken, leise und vorsichtig hebt er die Hände und bringt das Gewehr vor; fest ist das Auge auf das Ziel gerichtet. Da kracht ein Schuß und zerreißt wie Donnerschlag die Stille der Mondnacht. Der Rehbock springt auf, um sofort zusammenzubrechen. Da liegt er am Rande der Waldwiese; unter den letzten Zuckungen regen sich noch einmal die Läufe, die großen Augen erstarren, dann bleibt er regungslos, der soeben noch so stolz und sicher durch die Ranken schritt.

Der Schütze läßt das Gewehr sinken, ein freudiges Aufatmen hebt seine Brust. Noch eine Weile verbleibt er in seiner hockenden Stellung, er lauscht aufs neue hinaus. Alles bleibt ruhig. Da wagt er sich zu erheben und auf das getroffene Wild zuzugehen. Vorsichtig tritt er auf, damit nicht etwa ein trockenes Zweiglein unter seinen Füßen knackt. Just beugt er sich zu dem Tiere nieder, da donnert ein lautes und festes „Halt! Stehen!“ durch den stillen Wald. Erschrocken läßt der Mann die Beute sinken, greift nach dem Gewehr, in dem noch ein guter Schuß sitzt. Wie er die Augen erhebt, sieht er sich dem Förster gegenüber, der, nur kurz von ihm entfernt, mit angeschlagenem Gewehr unter einer Tanne steht. . . . Der soll ihn doch nicht . . ., ein Fluch entfährt seinem Munde. Aufgeregt reißt er seine Waffe an die Bache, der Schuß kracht, fast gleichzeitig folgt ihm ein zweiter. Da reißt er die Arme mit einem Schrei in die



milde, warme Luft, läßt das Gewehr gleiten und sinkt auf den taufrischen Rasen neben den toten Rehbock.

Mit hartem und ernstem Gesicht kommt der Förster und mit ihm der Jägerbursche heran. Er beugt sich zu dem Daliegenden, aus dessen Brustseite frisches, rotes Blut hervorquillt. Wie er aber in dem geschwärzten Gesicht des röchelnden Mannes den Fink erkennt, da erbleicht er, ein Beben befällt ihn, er muß sich auf sein Gewehr stützen, um nicht umzusinken. Wie ein greller Blitzstrahl leuchtet in seiner Seele die Erkenntnis auf: die Kugel, die den Wilderer traf, hat auch sein Glück getroffen und vernichtet. Er ist nicht fähig, sich zu rühren; wie versteinert kniet er am Boden, indes sich der Bursche um den Mann bemüht, die Toppe aufreißt und das Blut zu stillen sucht. Aber es nützt nichts mehr. Schon bald ist's vorbei. Da nimmt der Bursche den Hut vom Kopf und betet. Hubert Eder wacht auf, ein schreckliches Erwachen nach langem Glückstraum . . ., auch er entblößt sein Haupt, faltet die Hände und betet für die Seelenruhe des Wilderers, wobei ihm, dem ernstesten Manne, die Tränen aus den Augen rollen.

„Heinrich, du bleibst hier,“ bescheidet er dann den Jägerburschen, der sich wundert, daß der Förster so gar bewegt ist. „Der Tag wird bald anbrechen, dann gehe ich sofort ins Dorf und mache die Anzeige.“

„Schon gut so!“

Buse, Westfälisches Dorfleben.



Dann geht der Hubert mit langsamen, schweren Schritten dahin, der Försterei zu. Wie zerschlagen kommt er sich vor, wie er so dahinschreitet . . . Mußte das denn nun sein? Der Fink, das hatte er nicht gedacht . . . Warum konnt's nicht ein anderer sein? . . . Was nur die Lore sagt; und er muß es ihr sagen, er selbst, ehe sie es durch andere erfährt . . . Das wird ihm das Allerschwerste sein . . . Und dahin wird's sein mit all seiner Hoffnung, mit all seinem Glück, soweit kennt er die Lore schon . . . Und er konnte doch nicht anders, tat doch nur seine Pflicht, konnte ja selbst getroffen werden und nun tot daliegen . . . Im rastlosen Sinnen fährt er mit der Hand über den Kopf, durch das Gesicht, an den Hals. Das ist ja feucht und klebrig . . . hat er noch gar nicht bemerkt, daß er einen Streifschuß am Halse hat . . . Ist nicht schlimm, wenn nur das andere Unglück nicht wäre.

Raum ist es einigermaßen Tag geworden, da geht der Hubert zum Amt und macht Anzeige von dem Vorgefallenen. Dann geht er ins Niederdorf, um die Lore zu besuchen und sie in Kenntnis zu setzen von dem Unglück. Wie er aber dem kleinen, ihm so bekannten Häuschen nahe ist, da stoßt sein zögernder Fuß. Er kann nicht, zu schwer ist's. Soll's denn ein anderer der Lore beibringen? Und er wendet seine Schritte und geht ins Oberdorf zurück und tritt in die Kirche und betet in dem traulichen, halbdunklen Got-



teshaufe lange, lange. Dann tritt er hinaus auf den Friedhof, tritt an das Grab seines Vaters und an das von Lores Mutter.

So still, so friedlich ist's auf dem Gottesacker. Die Strahlen der Morgensonne spielen mit den Blumen und Gräsern, die sich wie ein weicher und farbenreicher Teppich über die Grabhügel ziehen, und in der sonnigen Bläue zwitschern die Schwalben. Da setzt sich ein Vöglein aufs Kirchdach, wendet das Köpfchen hin und her und blickt dann hinunter auf den Friedhof und wundert sich über den Mann mit dem Hirschfänger an der Seite, der so still an den Gräbern steht. Und jetzt rollen dem Manne gar ein paar Tränen aus den Augen und fallen wie ein heißes Sühneopfer auf den Hügel zu seinen Füßen. Wie das das Schwälblein sieht, fliegt's davon, um es in gar leisem Gezwitscher den Schwestern zu erzählen.

Endlich geht der Hubert wieder dahin, wieder dem Niederdorfe zu. Er muß es tun, so hart es auch ist; muß der Lore die Trauerbotschaft heibringen, ehe andere ihr vielleicht mit Hohn und Schadenfreude erzählen, daß der Vater von dem Förster, ihrem Bräutigam, erschossen worden ist, und so ihr Herz zu Tode verwunden und gar leicht mit Haß gegen ihn erfüllen. Da ist's besser, er sagt's, mag's kommen, wie es will.

Gerade fragen zwei Männer auf einer Bahre die mit einer Decke verhüllte Leiche ins Haus. Schnell



tritt er an die Träger heran: „Sagt nichts der Tochter; ich selbst will's ihr schon beibringen.“

Dann tritt er mit ihnen ins Haus. Die Lore öffnet die Zimmertüre, wie sie die Schritte und Stimmen der Männer hört. Mit weitgeöffneten Augen und einem schreckensstarren Blick sieht sie fragend den Hubert an: „Was ist das?“

„Ein Unglück, Lore.“

„Der Vater?“

Der Hubert nickt nur.

Da schreit die Lore laut auf und sinkt wie gebrochen und geknickt auf einen Stuhl, während die Männer die Bahre in des Toten Schlafzimmer tragen und sich dann leise entfernen.

Ratlos steht der Hubert dem Schmerz seiner Braut gegenüber. Was soll er ihr sagen? Und das Schwerste muß er ihr noch mitteilen. Ein paar Jahre seines Lebens gäbe er darum, wenn er das verschweigen dürfte. Endlich, nachdem die Tränen den Hauptschmerz weggeschwemmt haben, legt er der Lore die Hand auf die Schulter.

„Lore,“ spricht er mit bebender, leiser Stimme, „Lore!“

Mit tränenvollen, geröteten Augen blickt sie zu ihm auf.

„Nimm's nicht so schwer, so hart es auch ist. — Betracht' es als Gottes Fügung und Schickung, der wir uns demütig unterwerfen müssen. — Komm', laß



uns ein Vaterunser beten für den Vater, daß Gott ihm die ewige Ruhe geben möge."

Willenlos folgte die Lore dem Hubert mit verweintem Gesicht. Dann knien sie an der Bahre nieder. „Vater unser . . . Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Laß ihn ruhen in Frieden. Amen!"

Der Hubert taucht dann die Finger in das Weihbrünnlein und sprengt ein paar Tropfen über den starr und leblos daliegenden Mann. Mag der und Gott ihm verzeihen, was ihm die Pflicht zu tun gebot. Einen Augenblick blickt er noch zu dem Kreuze auf, das, mit einem Krautbüschel geschmückt, an der Wand hängt, dann zieht er die Lore leise mit sich fort aus dem Zimmer.

„Brauchst dich um nichts zu kümmern, Lore, ich will schon alles besorgen," spricht er in weichem Tone.

„Wie ist's denn nur so schnell gekommen, das Unglück?"

„Wie, ja wie," stottert der Hubert; es würgt ihm im Halse, aber es muß doch heraus, „ist eben ein Unglück gewesen. Und just an der dicken Buche im Walde ist's passiert."

„Im Walde?" Wie starr blickt ihn die Lore an.

„Ja, da . . . Lore, ich konnt's nicht ahnen, daß es der Vater war, mußte doch meine Pflicht tun."

Die Lore erschauert. Die wenigen Worte ihres Bräutigams bringen ihr die volle Erkenntnis. „Hu-



bert, du?" fragt sie mit angstverzerrtem Gesicht, indem sie die Hände zusammenschlägt.

"Ich konnt' doch nicht anders, Lore, glaub's nur."

Da sinkt sie aufs neue zusammen, und aufs neue schluchzt sie auf, wohl noch krampfhafter als vorhin. Sie hört gar nicht auf die Trost- und Entschuldigungsworte, die ihr der Hubert sagt. Endlich spricht sie mit müder, weinender Stimme: "Laß mich allein heute, geh', ich kann's ja noch gar nicht so fassen."

Und der Hubert geht mit wehem und wundem Herzen aus dem Hause heraus. Auf der Dorfstraße begegnet ihm ein Mann mit Spaten und Rechen auf der Schulter.

"Förster, Ihr seid wohl krank? Was fehlt Euch?"

"Nichts, nichts," schüttelt der Hubert den Kopf, und geht weiter dahin dem Walde zu.

Bolles Sonnengold liegt auf den Fluren und ein schimmerndes Leuchten auf dem Walde, der an all den Hügeln und Hängen hinaufgeklettert ist und von da wie ein froher Bursche ins Tal und aufs Dorf hinabsieht, als wollte er alle aufmerksam machen auf seine neuen gelben und roten Farben, die er seinem dunkelgrünen Grundton beigefügt. Wie oft hat sich der Hubert an diesen herrlichen Bildern erfreut, wie oft hat er dort auf der Kuppe gestanden, wo jetzt gerade der Sperber in der Luft flattert, und hinuntergeblickt ins Wiesental, und wenn er dann die Lore da sah, dann hat er gejauchzt und gejubelt vor Glück und



Freude. Aber heute weint seine Seele, und die Augen sind von Tränen umdüstert und zeigen ihm alles in den dunklen Farben der Trauer. Mit einem schweren Seufzer tritt er aus dem offenen Felde in den halbdunklen Forst. Da drinnen ist's so kirchenstill und feierlich, just wie in einem großen Dom. Nur hier und da das Zirpen eines Vogels und das Rascheln des Laubes, wenn ein Häslein durch die Büsche huscht, und des Hubert Schritt, der oft auf dürren Reifern knirscht und knistert. Wie er an die Waldwiese kommt, dort, wo das Unglück in der Nacht geschehen, steht er eine Weile in ernstesten Gedanken still und schaut auf das zertretene Gras zu seinen Füßen. Da lag der Fink. — Der Fink? . . . Nein, sein Glück, seine Hoffnung, seine Freude. Die hat er mit seiner Kugel getroffen . . . An die Buche lehnt er sich und blickt wie wirr in das Geäst des mächtigen Baumes. Wie die Balken eines Kreuzes breiten sich die Hauptäste vom Stamme aus, und dem Hubert ist's, als ob ein Christuskörper da hinge, der die Augen des geneigten Hauptes auf die zertretene Stelle richtete, versöhnend, verzeihend, und als ob der Mund die Worte spräche: „Sei getrost, ich starb für der Menschen Schuld.“ Da schließt er wieder die Hände zusammen, und aus seinem wunden Herzen ringt sich ein Gebet, so heiß und innig, wie es wohl selten der betende Mund gestammelt:



„Du lieber, guter Gott . . . und mach's mit mir, wie's dir gefällt. Amen.“ —

In der Försterei blickt ihn die alte Mutter besorgt an: „Hubert, du bist krank!“

„Nein, Mutter, aber schlafen muß ich eine Stunde, dann wird's schon besser werden. Am Nachmittage muß ich wieder ins Dorf; hab noch viel zu besorgen.“

„Du armer, armer Bub'.“ — —

Am anderen Morgen ist der Hubert in der Messe. Er sieht auch die Lore in schwarzen Kleidern da vorn knien. Da wird er wieder an sein Weh erinnert. Und er bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen und blickt nicht eher auf, als bis sich die Kirche bereits geleert hat. Auch die Lore ist fort, nur ein paar alte Mütterlein schlürfen noch im Gange herum und beten den Kreuzweg. Dann geht auch er.

Die Lore sitzt im Hausflur und windet Kränze aus Tannengrün und Stechpalmen, wie der Hubert in das Häuschen tritt. Mit müder Stimme, die wie ein gesprungenes Glöcklein klingt, erwidert sie seinen Gruß, gibt sie ihre Antwort auf seine Fragen. Dann meint sie, ohne aufzublicken: „Hubert, du kannst es dir ja wohl denken: es kann nicht sein. Unser Glück — war ein Traum.“

„Dacht ich's doch,“ stöhnt er und fährt mit der Hand durch das dichte Haar. „Aber ich hab' doch gar keine Schuld.“



„Die trag ich dir auch nicht nach. Du tatest halt deine Pflicht. Aber dein Weib kann ich nun nicht werden . . . Wie ein düsterer Schatten würde sich die Erinnerung an das Ende des Vaters zwischen uns und unser Glück drängen, sie würde unsern Frieden, unsere Ruhe stören und trüben.“

„Du verstößt mich, du hassst mich, Lore?“

„Hubert, es wird mir schwer, es dir zu sagen, Gott weiß es. Aber hassen tu ich dich nicht. Doch es kann nicht sein . . .“

Die Lore beugt sich tief über ihren Kranz, und ihre Tränen perlen auf das dunkle Grün. Der Hubert steht wie vernichtet. Endlich rafft er sich mit einem Seufzer auf. Noch einmal reicht er ihr die bebende Hand hin: „Lebe wohl, Lore!“

Nur leise werden seine Finger berührt. „Lebe wohl!“

Dann trägt er mit blutendem Herzen sein Weh in den Wald, während die Lore weinend und betend an der Bahre des Vaters kniet und ihre Hoffnung und ihr Glück in den dunklen Schrein legt zu Füßen des Toten. — — —

Der Himmel ist mit grauen Wolken wie mit dunklen Trauertüchern verhängt, als man den toten Fink auf dem Dorffriedhofe neben der Kirche zur Ruhe bettet. Just wie der Holzschrein in die enge Grube hineingelassen wird, fällt ein Sonnenstrahl durch das dunkle Gewölk, blickt in das verweinte Gesicht der Lore



und gleitet dahin über die Flur und über den Wald bis zur Försterei, wo er in das Zimmer lugt und dem fieberkranken Mann, der da auf dem Lager ruht, Hände und Stirne streichelt, wie es eine Mutter tut, wenn sie ihr müdes Kind zur Ruhe bettet. Dann schließt sich wieder des Himmels Vorhang, und trübe und grau liegt nun der Tag da.

\* \* \*

Es ist wieder Frühling geworden nach einem rauhen Herbst und langen, strengen Winter. Nun sprießt und grünt und blüht es allerorten. Der Wald steht in seiner schönsten Pracht. In zartem, lichtem Grün prangen Büsche und Bäume, nur die Nadelhölzer heben sich dunkler davon ab. Und das ist ein Hüpfen und Schlüpfen, ein Zwitschern und Singen, ein Jubeln und Klingen, als ob ein gar großes und schönes Fest in den schattigen Hallen des Waldes gefeiert würde.

Da kommt an einem Tage ein Meister aus der Stadt mit seinen Gefellen in den Wald gefahren. Auf dem Wagen liegt ein großes, schönes Holzkreuz. Vor der Försterei halten sie an. Der Förster Hubert steht gerade in der Türe, aber man kennt ihn fast nicht wieder. Ernst ist das einst so helle, frohe Gesicht geworden, und die Haare sind schier schneeweiß. Das hat das Nervenfieber getan, an dem er lange krank daniederlag.



„Wollt Ihr uns den Platz anweisen lassen, Förster, wo wir das Kreuz aufstellen sollen?“ fragt der Meister.

„Ich gehe selbst mit.“

Der Hubert kehrt ins Haus zurück, nimmt den grünen Hut und geht dann mit dem Meister dahin, während der Wagen ihren Schritten folgt. Dort, wo sich dicht am Wege eine kleine Waldwiese ausbreitet, läßt der Förster endlich halten.

„Wir sind zur Stelle.“

„Ein schönes, stilles Plätzchen, Förster.“

Der nickt und tritt unter eine mächtige Buche, wo sich Stauden und Geranke fest umschlingen.

„Meister, hier soll das Kreuz seinen Platz finden.“

Dann geben sich die Gesellen daran, mit Hacken und Spaten ein Loch zu graben, das zur Aufnahme des Kreuzfußes bestimmt ist. Gegen Mittag ist das Werk getan, und alle kehren wieder heim. Die Vögelin haben dem Treiben und Tun der Männer verwundert zugeschaut. Nun hüpfen sie neugierig um das neue Kreuz herum. Eines wagt es sogar, sich auf den Arm des Christusbildes zu schwingen und einen fragenden Blick in das leidvolle Gesicht des Erlösers zu werfen, während ein anderes unablässig die Schriftzeichen betrachtet, die da am Kreuzesfuße eingegraben sind. Dann schütteln sie ihr Köpfchen, streichen ihr Gefieder und flattern davon ins Gebüsch.



Feierliche Stille liegt über dem neuen Waldesheiligtum. — — —

Einige Tage darauf steht der Förster wieder an dem Plaze. Nach einem kurzen Gebet wendet er sich zum Gehen. Da sieht er eine Frauengestalt in schwarzen Kleidern den Weg herabkommen. Es ist die Lore Fink. Wie sie nahe beim Kreuze ist, tritt er auf sie zu.

„Guten Tag, Lore, wo kommst du her?“

„Von der Schwester jenseits des Waldes. Habe Abschied genommen.“

„Abschied? Warum Abschied?“ fragte der Hubert gespannt.

Einen Augenblick sieht sie ihm groß und voll in die Augen, dann läßt sie die Blicke verlegen zu Boden gleiten: „Du darfst's schon wissen. Fort gehe ich, ins Kloster . . .“

„Lore!“

„Es ist gut so, Hubert, für mich und für dich.“  
Da fällt ihr feuchter Blick auf das Kreuz.

„Hast du das sehen lassen?“

„Ja, Lore, für dich und für mich.“

Innig drückt sie seine Hand. „Hab Dank dafür!“

Dann tritt sie näher, liest die Schrift, während ihr die Tränen über die Wangen rollen.

„Nun laß uns Abschied nehmen, Hubert. — Auf Wiedersehen dort oben!“

„Ja, Lore, dort oben. — Leb wohl!“ —



So gehen sie auseinander und lassen den letzten Schimmer ihres einstigen Glückes zurück beim Kreuz im Walde. — — —

Und die Jahre schreiten dahin über das Dorf und den Wald. — — —

Der Förster Hubert Eder ruht schon längst unter dem grünen Rasen im Schatten der Dorfkirche. Efeu überrankt sein Grab und schlingt sich um das Steinkreuz, das zu seinen Häupten steht. Und auch die Lore hat längst Ruhe gefunden auf einem kleinen Klosterfriedhof inmitten ihrer Ordensschwestern, fern der Heimat. Aber im Walde steht noch immer, von Gebüsch und Geranke umgeben, das Kreuz mit dem schönen, eindrucksvollen Korpus und dem Wetterdach darüber. Alt und graugrün ist's mit den Jahren geworden, und die Schrift ist verwittert und nicht mehr zu lesen. Im Volksmunde heißt's nur: das Finkenkreuz. — Warum? Nicht der Vöglein wegen, die da ihr munteres Wesen treiben, sondern . . . nun, du weißt es ja aus der Geschichte. — Und gar lieb und traut ist's an der Stelle. Der Wanderer, der vorübergeht, zieht gern seinen Hut und spricht ein kurzes Gebetlein, und wenn's auch nur die Worte sind, die einst auf der Tafel zu Füßen des Heilandes standen: „Gott sei uns armen Sündern gnädig!“ —

---



